Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 74 (1965)
Heft: 4

Artikel: Über das Leid
Autor: Hausmann, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974833

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ÜBER DAS LEID

Von Manfred Hausmann

Einer muss wachen heisst das Buch von Manfred Hausmann, aus dem wir nachstehend in gekürzter Fassung den Aufsatz «Ueber das Leid» bringen. Es gibt nur wenig Dichter, denen wie Manfred Hausmann die Gabe eigen ist, in reichem, überreichem Gedankenfluss jenen Dingen nachzusinnen, denen wir in unserem gehetzten Dasein selten, viel zu selten Beachtung schenken. Betrachtungen, Briefe, Gedanken und Reden aus der Zeit von 1941 bis 1950 sind in dem 1950 im *S. Fischer-Verlag, Frankfurt, Main,* erschienenen Buch vereint.

Hausmann schrieb zwar verschiedene Romane, veröffentlichte zahlreiche Gedichte, widmete sich dem modernen Schauspiel oder besser gesagt Mysterienspiel, aber die Kunstform, die seinem Wesen am meisten zu entsprechen scheint, ist die Betrachtung, der Essay, vermag er doch auf diese Weise am eindrücklichsten den Leser anzusprechen. Da ist kein Gedanke überflüssig, da führt er vom Randgeschehen, von der Aeusserlichkeit eines Dinges, behutsam zum inneren Wesen, zum Kern des Problems. Da gewinnt so vieles Unscheinbare an Bedeutung. Wie mit Blindheit geschlagen mag sich mancher vorkommen; denn viele der Betrachtungen des Dichters eröffnen eine neue Sicht. Es ist, als lehre Hausmann seine Leser sehen und hören. Begabt mit der Heiterkeit des Gemütes, mit schlichter Gläubigkeit weiss er zu überzeugen, wo Gedankenlosigkeit und Zweifel wohnen.

«Das Buch überwindet die Zeit. Es trägt Geisteshelle in alle Räume der Welt», so schreibt der Dichter in seinem Aufsatz «Von der dreifachen Natur des Buches.» Dieser Satz sei für einmal aus dem Gefüge, das ihm den tieferen Sinn verleiht, herausgerissen und auf jenes Buch bezogen, aus dem wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages den nachstehenden Aufsatz abdrucken.

Während die Frage, warum es Behagen, Freude und Glück auf der Welt gibt, nur höchst selten aufgeworfen wird, da jedermann dergleichen offenbar als selbstverständlich hinnimmt, kann sich der menschliche Geist nicht genug tun, über den tieferen Sinn von Leid, Schmerz und Elend nachzugrübeln. Dabei dürfte doch eigentlich kein Zweifel obwalten, dass beide Erscheinungsgruppen so untrennbar zueinander gehören wie Geburt und Tod, Berg und Tal, Tag und Nacht. Das eine bedingt das andere, das eine misst sich am andern, das eine vergeht mit dem anderen. Wenn der Tod nicht wäre, könnte keine Geburt sein, und wenn die Geburt nicht wäre, könnte kein Tod sein. Ohne das Tal gäbe es keinen Berg, ohne den Berg kein Tal. Ohne die Nacht keinen Tag, ohne den Tag keine Nacht. Ohne das Leid kein Glück, ohne das Glück kein Leid. Würde die Welt durch irgendeine Zauberei allen Leides enthoben, so könnte niemand mehr das Glück als Glück empfinden. Mit dem Leid wäre auch das Glück dahin.

Es verlohnte sich nicht, über diese Binsenwahrheit auch nur ein einziges Wort zu verlieren, wenn die Menschheit sich nur nicht aller Binsenwahrheit zum Trotz, immer wieder der Hoffnung hingeben wollte, sie könnte das Glück mehren, indem sie das Leid und den Schmerz in jeder Gestalt, also überhaupt das Unangenehme, minderte. Das wesentliche Bestreben der Zivilisation besteht ja gerade darin, auf allen Gebieten möglichst viel Glück und möglichst wenig Leid zu schaffen. Dabei verhält es sich in Wahrheit so, dass, aufs Ganze gesehen, das Verhältnis von Glück und Leid immer das gleiche bleibt, mag die Menschheit auch noch so eifrig um eine Verschiebung zugunsten des Glücks bemüht sein. Es ist gewiss weniger quälend, ein Kind im Aetherrausch zur Welt zu bringen, als die Schmerzen der Geburt auf sich zu nehmen. Aber wird die Schmerzlosigkeit nicht dadurch erkauft, dass andere in den Dünsten der chemischen Werke ihre Gesundheit aufs Spiel setzen? Ganz abgesehen davon, dass die schmerzenreiche Geburt eine Art von Glück mit sich bringt, wie es der narkotisierten Mutter nie beschieden wird. Dieselbe Wissenschaft, die dem erkenntnissüchtigen Menschengeist die Hochgefühle immer wunderbarerer Einsichten in die unfassbare Unendlichkeit des Weltalls und in die nicht weniger unfassbare Unendlichkeit des Atoms bereitet, bringt auch das Grauen des Gaskrieges und der Bombennächte mit sich. Diese unheimlichen Entsprechungen lassen sich noch bei den kleinsten Dingen des Alltags und bei den beiläufigsten seelischen Regungen aufzeigen. Mit einem Wort: selbst wenn es der Zivilisation gelänge, die Summe des Leides zu verringern, was aber noch lange nicht ausgemacht ist, so würde sie dadurch keinesfalls das Glück mehren. Das Gesetz heisst nicht: Je weniger Leid, um so mehr Glück, sondern es heisst: je weniger Leid, um so weniger Glück. Wo immer Erwägungen über den Sinn des Leides, des Schmerzes, des Elends angestellt werden, gelten sie, obgleich unausgesprochen und vielleicht auch unbewusst, gleichermassen dem Sinn des Behagens, der Freude, des Glücks.

Aus welchem Grunde und zu welchem Ende wird also der Mensch gequält? Was haben Krankheiten,

Schicksalsschläge, innere Bedrängnisse letztlich zu bedeuten? Warum fügt der Mensch dem Menschen so viel Bitteres zu? Warum hat die Natur so viel Jammer für ihre Geschöpfe in Bereitschaft?

Diese Fragen meinen im Grunde nicht jedes Leid, sondern nur jenes, dessen Zweck dem Betroffenen nicht einleuchtet, sie meinen nur die «unnötige Quälerei». Niemand beunruhigt sich darüber, dass ihm der Finger weh tut, wenn er mit ihm dem Feuer zu nahe kommt. Hier handelt sich's ja um einen richtigen und überaus wichtigen, um einen sinnvollen, um einen warnenden Schmerz, der Schlimmeres verhüten soll. Aber warum wird zum Beispiel der Krebskranke diesen entsetzlichen Martern ausgesetzt, die nichts mehr verhüten können, die anscheinend keinen anderen Sinn haben als den, blindlings zu quälen, einen sowieso verlorenen Menschen zu quälen, einer armseligen Kreatur und denen, die ihr nahestehen, die letzten Stunden zur Hölle zu machen . . .

Aber auch diese Art von Leid ist es nicht eigentlich, auf die sich jene Fragen beziehen. Ein für andere erlittenes Leid kann man nicht ohne weiteres sinnlos nennen, wenngleich darin manche Unbegreiflichkeit und manches Geheimnis, zum Beispiel das der Schuld, der Gerechtigkeit, der Stellvertretung und der Erwähltheit, waltet. Jene Fragen beziehen sich vielmehr auf das ganz und gar sinnlose Leid, in dem keine Spur von Gerechtigkeit mehr, auch nicht von transzendenter Gerechtigkeit, zu erkennen ist. Aus welchem Grunde und zu welchem Ende gibt es solches Leid?

Jeder hat in seiner Bekanntschaft einen Menschen oder mehrere Menschen, die durch das Leid zu einer merkwürdigen Reife und Geläutertheit, wenn nicht gar zu einer völligen Verklärtheit gediehen sind. Sieht man näher zu, so stellt sich meist heraus, dass es ein sinnloses Leid war, das diese Wandlung bewirkt hat. Wie, wenn das sinnlose Leid — ob körperlicher oder seelischer Natur, bleibt sich gleich — gerade wegen seiner Sinnlosigkeit eine geheimnisvolle Frage aus der anderen Welt wäre? Je sinnloser und furchtbarer ein Leid erscheint, um so grösser ist ja die Wahrscheinlichkeit, dass es wirklich eine solche jenseitige Frage darstellt. Wie, wenn es so stünde, dass Gott den Menschen im Leid fragte, und dass der Leidende, der von Gott geschlagene Mensch, gleichzeitig der begnadete Mensch wäre? Denn den unmittelbar von Gottes Unbegreiflichkeit Angerührten muss man doch wohl einen Begnadeten nennen. Dann würde Reifsein soviel bedeuten wie für Gottes Fragen empfänglich sein . . .

Es gibt Leiden und Qualen, die jedes Mass übersteigen und dem Betroffenen so grauenvoll zusetzen, dass er nur noch schreien und ausser sich sein kann, Leiden, die wahnsinnig, buchstäblich wahnsinnig machen, Leiden, denen gegenüber der Gedanke, sie seien Fragen Gottes zunächst absurd und lächerlich anmutet, weil sie den Gefragten ja bis zur Unmenschlichkeit, bis zum sich windenden Tier erniedrigen. Es gibt ferner das Toben und Rasen der Irren in ihren Zellen, und es gibt den grauenvollen Angststupor. Es gibt das keuchende Leiden derer, die einen liebsten Menschen, etwa das hilflose Kind, leiden sehen — eine Art des Leides, die noch überwältigender sein kann als das eigene —, wie denn kaum einmal ein Leid auf den unmittelbar Leidenden beschränkt bleibt, sondern Kreise um Kreise zieht, da mit dem Leidenden alle, die ihm nahestehen, nach Massgabe ihrer inneren Verbundenheit ebenfalls leiden. Was hat es mit solchem doppelt sinnlosen Leid auf sich? Ist es nicht begreiflich und durchaus angebracht, wenn immer wieder Menschen sich hinstellen und verzweifelt oder zerrissen oder höhnisch fragen, warum Gott all das Grässliche denn zulasse, warum er angesichts all der Entsetzlichkeiten denn schweige?

Aber Gott schweigt ja keineswegs. Er redet, indem er das Entsetzliche zulässt. Nein, nicht nur zulässt, sondern sogar bereitet. Soll er etwa noch vernehmlicher reden? Sofern Gott der absolute und souveräne Gott ist, hat er auch die Raserei und den Angstkrampf der Irren, hat er auch Krankheit und Schändung, Weltgrauen und Kriegsnot, Hunger und Verbrennung, hat er alles verhängt, was sich auf Erden an Aeusserstem ereignet. Nicht *nur* die Raserei und das übrige, gewiss nicht, aber doch *auch* die Raserei. Es hilft nichts. Man muss dem ins Auge sehen. Auch das Grauenvolle ist letztlich Gottes ureigenstes Werk. Zuweilen hält er es für angebracht, so, gerade so, zu den Menschen zu sprechen, und er wird seine heiligen Gründe dafür haben. In manchen Fällen will es dem nachsinnenden Menschen scheinen, als könne sogar er, der Mensch, den einen und anderen Grund anführen. Ob Gott dieselben Gründe hat, steht dahin. Wahrscheinlich hat er ganz andere, für den Menschen nicht erfassbare. Wenn aber der Mensch in seinem beschränkten Erkenntnisvermögen schon Gründe weiss, um wieviel mehr dann Gott, der unbeschränkte Herr der Welten und Aeonen.

Gott redet im Leid, Gott fragt im Leid. Es ist Sache des Menschen, das Leid als Frage zu vernehmen. Es ist ferner Sache des Menschen, die Frage als Gottes Frage zu erkennen. Und es ist schliesslich Sache des Menschen, auf Gottes Frage zu antworten, so gut er es vermag. Dann wird Gott in eine immer erschreckendere Unbegreiflichkeit und Ferne rücken. Was der Mensch am Bilde Gottes allenfalls noch zu begreifen vermeint, also das von ihm Hineingedeutete, von ihm Erschaffene, also das Götzenhafte, wird mehr und mehr schwinden, und übrigbleiben wird nur die furchtbare Verborgenheit. Und dann wird sich's zeigen, was für eine verwegene, geradezu übermenschlichen Mut erfordernde Sache das Christentum ist. Es verlangt nämlich als Antwort auf Gottes unheimliche Frage die Ueberantwortung, es verlangt nicht mehr und nicht weniger von jedem gläubigen Menschen, als dass er sich diesem rätselvollen, unbegreiflichen, manchmal grauenvoll redenden, immer aber Verzweiflung schickenden Gott ohne jeden Vorbehalt überantwortet, dass er im sinnlosen, aber wirklich sinnlosen Leid den göttlichen Sinn erahnt, und dass er in seiner Verzweiflung, dass er in dem entsetzlichen Leid der Welt auf die unendliche, wirklich unendliche Liebe eben dieses Gottes vertraut, wirklich vertraut.